

(Nachdruck verboten.)

28) Die Brüder Zenganno.

Von Edmond de Concourt.

Allein wenn das Geld, jede beliebige Summe, der Amerikanerin nichts galt für die Befriedigung einer Laune, so galt es ihr noch viel weniger, wenn es sich darum handelte, sich von der geringsten Gebundenheit zu befreien, von der winzigsten kleinsten Belästigung, dem unbedeutendsten Detail, das ihrem Willen, ihrem Geschmack, ihren Grillen in den Weg trat. Sofort im ersten Moment ihrer Erreiferung gegen jemand oder etwas, das ihr hinderlich war, sie ärgerte oder ihr mißfiel, war sie mit einer Neugier zur Hand, die, echt amerikanisch, den ganzen brüskten Hochmut des Geldbesitzes zur Schau trug. „Ich das bezahlen,“ sagte sie in gebrochenem Französisch, das allmählich zu bessern sie sich nie die Mühe nahm. In Launen, in denen andere reiche Leute sich zurückhalten pflegten, war die Tompkins von schrankenloser Verschwendung, von einer Bereitwilligkeit, für die weitest hergehobten Ankäufe zu zahlen, die unbegreiflich war. Die Tompkins, die nicht im geringsten musikalisch war, kaufte ein sehr teures Pianino, weil die Verkaufsannonce desselben, die ihr im „Entr'acte“ täglich vor Augen kam, sie nervös machte; sie erwarb für einen exorbitanten Preis einen Kiosk als Eigentum, um ihn abbrechen zu lassen, weil er in dem Garten der Badeanstalt, welche sie zu benutzen pflegte, einen Eindruck auf sie machte, der ihr „disgracious“ war; sie zahlte dem Inhaber eines Restaurants in der Nähe des Zirkus ein Tausendfrankbillet für, daß er einen Kellner entließ, der ihr mißfiel, weil er — kein Mensch hat jemals ergründet, weshalb, noch wieso der Umstand dem Kellner hätte zum Vorwurf gereichen können — aussähe wie „einer, der mit Barometern handelt“.

Ein Vorfall jedoch, der sich erst ganz vor kurzem zwischen ihr und dem Direktor abgepielt hatte, zeigt besser als alles andere, welche hohen Preis sie für die Beseitigung der geringfügigsten kleinen Gene, die ihren Wünschen auferlegt werden konnte, zu zahlen bereit war. Ein Beamter des Zirkus, der eines Vormittags in dem Garderobengange Tabaksgeruch wahrnahm, öffnete die Tür zu der Garderobe der Reiterin, wo er dieselbe auf dem Fußboden ausgestreckt liegend eine Zigarette rauchen sah. Er bemerkte ihr ziemlich schroff, daß es verboten sei, im Zirkus zu rauchen, und daß sie ihre Zigarette auszulöschen habe.

„Noh!“ machte die Tompkins statt aller Antwort und fuhr fort zu rauchen.

Der geschäftsführende Direktor, der sich in der Nähe befand, wurde benachrichtigt, begab sich mit der Höflichkeit, die man einem Artisten von großer „Attraktion“, der sehr gute Einnahmen machte, schuldig war, zu ihr in die Garderobe und setzte ihr in änderst schonenden Worten auseinander, wie es viel Holzwerk, viel leicht brennbare Stoffe in dem Zirkus gebe, und wie eine brennende Zigarette unberechenbaren Schaden verursachen könne.

„Und wie viel kosten das Verlust von alles?“ fragte die Reiterin, ihn unterbrechend.

„Nun, für den Fall eines Brandes ist der Zirkus mit so und so viel Tausenden von Frank versichert . . .“

„Very well, very well . . . es sein in Paris ein Kass' für — für Depot, nicht wahr?“

„Eine Dank zum Deponieren von Geldern, meinen Sie wohl. Gewiß, Madame.“

„Oh yes, das ich mein'. Und das Geld für Verlieren von alles . . . morgen es werden sein in die Bank von — von — was Sie aben soeben gesagt. Sie nun können sein ruhig . . . und ich rauchen weiter . . . guten Tag, monsieur!“

Die Tompkins hatte einen bewunderungswürdigen Körper, eine stolze Größe, schlaffe Glieder bei doch runden Formen, festes, kerniges Fleisch, einen Keinen, vollen, mädchenhaften Busen, der sehr hoch saß, schön gerundete Arme, deren Spiel mit dem Schultergelenk lächelnde Grübchen in das Fleisch der Schultern grub. Und in diesem Körper kreiste ein stürmisches Blut, pulsierte es wie heißes Leben und wie die jauchzende Gesundheit einer neuen Generation; eine Gesundheit, welche um die Tompkins her, wenn sie

schweißübergossen vom Pferde sprang, den gesunden Duft von Weizen und von warmem Brote verbreitete.

Diesem Körper schloß sich auf stolzem Galse ein Kopf mit regelmäßigen Gesichtszügen an, mit kleiner, gerader, kurzer Nase und einer Oberlippe, die sich beim Lächeln bis dicht an die Nase emporzog; aber ein Kopf, dem das Haar von grellem Blond, die grauem Augen wie aus schimmerndem Stahl, die in der durchsichtigen Weiße des Teints grausam funkelten wie die Augen der zornigen Löwin, etwas Wildes, Tierisches gaben.

Die Blicke, mit denen die Tompkins den jungen Clown betrachtete, zeigten weder Kletterie noch Bärtlichkeit; sie richteten sich auf ihn, als wolle sie seine Anatomie studieren mit der prüfenden Aufmerksamkeit, etwa eines schwarzen Eunuchen, der auf dem Sklavenmarkt seine Ware zum Einkauf wählt. Stets aber heftete sich ihr Auge für die ganze Zeit, daß Nello im Zirkus war, auf den jungen Mann, der, ohne daß er sich selbst einen Grund dafür angeben wußte, eine instinktive Antipathie gegen die Amerikanerin empfand, ihren Blicken auswich und, auf den Händen laufend, die Hacken seiner über den Kopf nach vorn herabhängenden Beine an die Nase gezogen, seiner Anbeterin mit dem Fuß auf akrobatisch eine „lange Nase“ machte.

Eines Morgens nach dem Frühstück der Brüder sagte Gianni, sich mit der Langsamkeit eines Menschen, der sich glücklich fühlt, eine Pfeife stopfend, unter dem Sitterwert des Musikpavillons zu Nello:

„Ich hab's, Bruder . . . und diesmal ist's sicher!“

„Was denn?“

„Du weißt ja . . . unsere neue Produktion!“

„Ah, zum Henker . . . das ist nicht gerade sehr erfreulich . . . um so weniger, als ich es Dir glaube . . . Nun, etwas sehr Bequemes hast Du wohl nicht gerade für uns erfunden, he?“

„Pössen! Tu' nicht als ob Du böse wärst . . . In der Tat, weißt Du, ich miete den Bodenraum des Holzschneiders. Der Holzschneider, der vor kurzem ein kleines Haus mit Ader in seiner Heimat geerbt, war seit einigen Wochen dorthin gegangen, indem er Gianni mit dem Verkauf des Pavillons beauftragt hatte, wenn sich ein Käufer finden sollte.“

„Und wozu wollen wir den Boden gebrauchen?“

„Das will ich Dir sagen! . . . Zu unserer neuen Nummer gebrauche ich ihn; die Werkstatt des Tischlers, wo wir jetzt üben, ist zu niedrig . . . nun durchbrechen wir die Decke der Werkstatt, dann haben wir Raum bis oben unterm Dach!“

Aber . . . den Teufel . . . hast Du vielleicht zufällig die Absicht, mich mit beiden Füßen zugleich auf den Turm von Saint-Jacques springen zu lassen?“

„Nein . . . aber auf Springen freilich kommt es an . . . so etwas wie vierzehn Fuß hoch.“

„Vierzehn Fuß in die Höhe . . . und ich möchte wetten: senkrecht, nicht wahr? . . . Aber das ist ja noch nicht gesprungen worden, so lange die Welt steht!“

„Vielleicht! . . . aber es macht Effekt . . . und dann: mit einem Sprungbrett!“

„Ah, ja, so bist Du nun . . . Du läßt uns nicht einen Augenblick ruhig leben!“

„Hör' mir zu, Nello . . . wir werden uns Zeit lassen, der Sprung braucht nicht morgen zu sein . . . und wenn man etwas mit Ernst will . . . ah, erinnere Dich nicht mehr, wie einmal unser Vater sagte, Du würdest einst springen, wie . . .“

„Aber einmal hat man doch seine Grenze erreicht . . . so hoch kommt man, und dann heißt's, damit gut, weiter nicht! . . . Hast Du in Deinem Dickkopf noch eine neue kleine Hals- und Beinbrecherei?“

„Wieviel glaubst Du, Bruder, gegenwärtig springen zu können?“

„Neun bis zehn Fuß . . . und wenn diese noch!“

„Gut; es gilt also noch vier Fuß zu gewinnen.“

„Aber wenn Du mir nur erst sagen wolltest, was Du verhaßt?“

„Du sollst es hören . . . sobald Du Dich dahin gebracht hast, dreizehn Fuß zu springen . . . weil, wenn Du sie nicht

Springst, die Produktion unmöglich ist, — und dann . . . nun, außerdem, weil, wenn ich Dir meinen Apparat gleich jetzt klar machte, Dir die Sache zu schwierig erscheinen würde . . . und Du, ich kenne Dich . . . daran zweifeln würdest, sie überhaupt fertig zu bekommen!"

"Aha! Danke schön! Ich sehe schon, der Sprung allein scheint Dir nicht genug . . . es gibt noch eine Sauce zu dem Braten . . . ich wette, so etwas wie Balancierern . . . und schwindlig die Geige spielen . . . und den Teufel und seine Großmutter . . . und vielleicht ein bißchen Geniebruch!"

Aber plötzlich, inmitten seiner Tirade, sah Nello, wie Giannis Gesicht sich trübte und düster ernst wurde, und sich hastig unterbrechend, sagte er:

"Schaf! Ich mache ja alles was Du willst, das weißt Du doch, nicht wahr? . . . aber laß mich wenigstens ein kleines bißchen jammern . . . das macht mir Lust zur Sache."

(Fortsetzung folgt.)

Die Fledermaus.

Von Wilhelm Bölsche.

Sieht man von ihrem eigentlichen Lebensmittelpunkt, dem Fliegen, ab, so kann man nicht gerade behaupten, daß die Fledermäuse in sich noch viel Entwicklung betätigt hätten. Ein einziger starker Einschnitt betraf offenbar die Ernährung. Die „fliegenden Hunde“ von heute sind, wie schon einmal gesagt ist, keine Insektenfresser mehr. Auch über die Speisefarte unserer Platterer gibt es ja mancherlei Legenden. Der Bauer, der das arme kleine Dämmerungsgepenstchen mit einem schwächsten Steinwurf (wirklichen Karambolagen ist es auch in leifester Form eben nicht gewachsen) zur Strecke bringt und dann als armen Nährer in seiner Kreuzstellung über die Scheunentür nagelt, tut es tatsächlich aus Gründen des größtmöglichen Blödsinns: die Fledermaus soll als „Speckmaus“ ihm die Würste und Speckseiten im Rauchfang anknabbern, wozu ihr das einfachste Instrument schon fehlt: jene Reißzähne des Nagetiers. Unsere heimischen „Speckmäuse“ fressen Insekten und nur Insekten, sie sind also absolut nützlich noch in viel weiterem Maße als die echten sogenannten „Insektenfresser“, die immer gelegentlich doch auch andere Insektenvertilger (z. B. Kröten) mit vernichten. Anders würde es aber mit den Flughunden der Tropen sein. In unsere Gegenden verkehrt, würden sie arge Verderber bilden. Ihre Schlafbäume, an denen sie zu Tausenden selbst wie die Früchte herumhängen und herumdrängeln, zerkraten und entblättern sie schon rein mechanisch. Manchmal haben ja die einzelnen Birnen dieses ungewollten Fruchtsegens eine sehr beträchtliche Größe: es gibt Flughunde, die anderthalb Meter Mastern; diese Frucht denke man sich in tausenden von Exemplaren auf einen unglücklichen Baum gepackt. Abends (wenigstens die meisten sind auch Nachttiere) fällt aber der ganze Segen Stück für Stück unter heftigem Walgen, Quäken und Rumoren ab und nun geht es hinaus in die Plantagen und Urwälder über die wirklichen Früchte her. Der unerlöschliche Segen dieser paradiesischen Lande gehört dazu, um die Esser nicht zu bedrohlichen Landplagen werden zu lassen.

Seit uralten Tagen müssen diese Obstbäume es nicht anders kennen, als daß allenthalben die herrlichste Gabe ihnen in den Mund hängt: Früchte von weichstem Fleisch, das kaum noch ein Kauen nötig macht, überquellend von Saft und Süßigkeit. In der Tat haben sie nicht nur, wie erzählt ist, ihr Gebiß auf solche Weichkost eingestellt, sondern bei vielen ist die Bequemlichkeitsanpassung nach dieser Seite noch ein gut Stück weiter gegangen. Aus Kauern sind sie nämlich buchstäblich zu reinen Schleckern geworden. Sie behandeln eine solche saftstrotzende Tropenfrucht einfach wie ein rohes Ei. Ihre lange Zunge trägt kleine Hornzähne nach Art der Magenzähne des Schuppentieres: damit raspeln sie die Schale durch und dann schlecken sie einfach bloß den Zuckersaft aus, wozu oft die Lippen auch schon als richtige Lutscher umgeformt sind.

Dieser harmlose Fruchtluftschapparat gibt aber in seiner Methode auch einer Uebergang zu einer Sache, die seit Jahrhunderten gewisse tropische Fledermäuse berühmt und berüchtigt über alle Massen gemacht hat: nämlich zu dem jedenfalls nicht ganz so harmlosen Blutluftschapparat der Vampire. Die Geschichte vom blutsaugenden Vampir hat drei Kapitel, die auseinander gehalten sein wollen.

Das erste betrifft die uralte, aber in manchen Gegenden noch heute volkstümliche Sage vom gespenstischen „Vampir“, dem umgehenden Geiste eines Toten, der im Grabe keine Ruhe gefunden hat und Lebenden das Blut ausaugt, bis die Leiche noch einmal in ihrer Gruft gepfählt, gleichsam noch einmal besonders getötet wird. Die Sage gehört in das Nachtgebiet der Gespensterdeutung von Alpdruck, Delirien, periodischen Fieberinfektionen, in Familien erblicher Bluterkrankheit und was der Dinge mehr sind. Man weiß, wie Delirien sich in Gestalt physiologisch gegebener Halluzinationen wirklich gern in unheimlichen Tierbildern darstellen: als Mäuse, Spinnen und ähnliches. Die Fledermaus, als Mischung von der trümelnden Geschäftigkeit der Maus, vor deren Luftstößen es hier dem Nervösen schier keinen Ausweg mehr gibt, mit der wirklich satanisch mißförmigen Karikaturvisage eines gespenstischen Ho-

munulus, ist von je den Menschen eines der unheimlichsten Geschöpfe gewesen, vor dem nervöse Weiber noch lauter aufschreien als vor der wirklichen Maus. Der Eintritt dieses Furchtbaren gerade unter jene Zwangshalluzinationen ist gewiß nichts Wunderbares, und so ist es auch erklärlich, daß die Sage hier weiter spannt. Dem Teufel als Sinnbild des Allerscheußlichsten gibt sie ja auch Fledermausflügel. Und so schildert sie den blutdürstigen „Vampir“, wie jenes Grabgepenst mit seinem bekanntesten Namen heißt, ebenfalls im Wilde einer riesigen blutsaugenden Fledermaus. Dahingestellt muß bleiben, ob außerdem in die Sage sich noch eine wirkliche oder angebliche Beobachtung von gewohnheitsmäßig oder gelegentlich wirklich blutsaugenden Fledermäusen gemischt habe. In sich erfindet auch die Volkstaturgeschichte ja, wenn sie einmal ins Fabulieren kommt, kühn genug nach ähnlicher Seite: hat sie doch einem ebenso harmlos insektenfressenden Vogel, dem Ziegenmelker, auch bloß wegen seiner nächtlichen Lebensweise und seltsamen Gestalt völlig ins Blaue hinein angeblöht, er sauge den Ziegen Milch aus dem Euter. Im anderen Falle einer realen Anknüpfung würde hier dagegen schon das Kapitel zwei berührt. Dieses Kapitel umfaßt zoologische Tatsachen.

Es gibt in der Tat blutsaugende Fledermäuse, die sich selbst auf große Säugetiere, wie zum Beispiel Pferde, setzen und ihnen kleine Blutwunden beibringen. Da die Angreifer durchweg klein sind und nicht entfernt die Kraft von Blutegeln besitzen, sind die Wunden an sich und einzeln ungefährlich. Nachdem man sich lange über den allgemeinen Hergang gestritten und allerlei Uebertreibungen, die sich auch hier eingeschmuggelt, auszumerzen versucht hatte, ist die ganz zweifelloste Bestätigung des Sachverhalts endlich aus der Untersuchung des Körperbaues der betreffenden verdächtigen Arten selbst gewonnen worden.

Diese unheimlichen Platterer haben nämlich ein total anderes Gebiß und einen total anderen Magen als alle übrigen ihres Volkes. Sie müssen zuerst irgendwie eine andere Ernährungsart haben als diese übrigen. Ihr Gebiß ist gegenwärtig nicht mehr das der insektenfressenden, noch der fruchtfressenden Gruppe. Die Wadenzähne sind fast vollständig verkümmert. Man steht vor Tieren, die weder das Chitinritzel von Insekten mehr kauen, noch auch nur Obstfleisch quetschen können. Die Raufrausnahme muß ein Saugen sein. Aber daß es sich nicht bloß um jenes Saftlutschen der fruchtschleckenden Flughunde handeln kann, beweisen wieder die oberen Vorderzähne. Jederseits springt ein Eckzahn wie eine kleine Sichel vor, dazwischen aber bilden zwei große dreieckige Schneidezähne aneinandergelegt eine Art Pyramide mit zwei langen Kanten. Diese Kanten der Pyramide sowohl wie der vorderen Sichelzähne der Eckzähne sind haarig geschliffen, regelrechte Messerscharfen, so daß man geradezu von „Rasiermesserzähnen“ statt Reißern hier reden möchte. Dieser Apparat sieht ganz und gar nicht nach Obstmesserchen für seine Fruchtstümpfen aus. In der Tat ist er das vierteilige Rasiermesser, mit dem die Fledermaus die tierische Haut anschniebt, um dann das Blut abzusaugen. Die Speiseröhre hat sich entsprechend bei ihr so verengt, daß festere Nahrung gar nicht mehr durchgeht. Der Magen aber ist ein regelrechter „Blutmagen“ geworden. Er verlängert sich in einen ungeheuren Blindsack, der zwei Drittel der Darmlänge erreicht und einzig der Verdauung des eingesaugten Blutes dient, das sich in ihm wie in einer riesigen Blutwurst ansammelt.

Zweifellos sind dabei diese Blutwurstfledermäuse doch ein Ableger von ursprünglich echt insektenfressenden Platterern. Ich glaube, daß man sich ihre Entstehung ziemlich leicht erklären kann. Alle großen Säugetiere, zumal Pferde, Büffel, Nashörner und andere werden von Massen von Fliegen umschwärmt und von Schmarotzern geplagt. Bekannt ist, wie gewisse unserer Staren ähnliche Vögel, die besonders gern Fliegenmaden verzehren, sich in den Tropen geradezu häuslich einrichten auf dem Rücken der davon heimgesuchten Tiere. Das afrikanische Nashorn pflegt fast immer ein paar solcher „Miteffer“ auf dem Buckel zu führen. Daß nun auch Fledermäuse sich an solche fliegenumschwärmten Riesen anschließen und ihr wichtiges Jagdgebiet gewohnheitsmäßig in ihre Nähe spielen, ist bereits mit Sicherheit beobachtet. Die ärgsten Sammelstellen der lästigen Brummer bilden aber Verletzungen der heimgesuchten Tiere, blutrümpfige Stellen; das weiß jeder von seinem Pferd. Es läge sehr nahe, daß die Fledermäuse beim Beobachten angefangen und blutgefüllter Fliegen an solchem Fleck auch selber auf das Behagen an dem ausströmenden Blut gekommen wären, mit dessen Steigerung und Gewohnheit sie dann aus Helfern selber zu Plagegeistern werden mußten. Lange mag solches Blutleben nebenher, als gelegentliche Zugabe zu der reinen Insektenjagd selbst, geübt worden sein, bis dann endlich ein paar Arten sich ganz darauf verlegten.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Eine Rettung.

Von Léon Kautof.

Autorisierte Uebersetzung aus dem Französischen.

Es ist merkwürdig, wie inkonsequent viele Menschen denken. Sie beklagen den Heiland, weil er das Kreuz hat tragen müssen, wären aber glücklich, wenn sie selbst ein Kreuz tragen dürften oder irgend eine andere Ordensdecoration.

Voitsec und sein Freund Taitaluile, zwei Studenten der Rechte, gehörten zu dieser Kategorie von Zeitgenossen, aber da sie noch ein wenig zu jung waren, um auf die Ehrenlegion Anspruch erheben zu dürfen, ging ihr Sehnen und Krachten ganz bescheiden nach einer jener zahlreichen exotischen Auszeichnungen, wie sie die Angestellten der Regierung bei Reisen in fremden Ländern so mühelos einheimen.

Eines Tages plauderten sie auf einem Spaziergange nach Asnières, während sie den Bindungen des Flusses folgten, wieder über dieses interessante Thema.

„Was muß man tun, um dekoriert zu werden?“ fragte Voitsec.

„Schritte,“ erwiderte Taitaluile.

„Wenn man jemand aus Lebensgefahr rettet, wird man dann dekoriert?“

„Aber sicher . . . mit ein wenig Protektion natürlich! . . . Hast Du jemand gerettet?“

„Ja, einmal bei einer Feuersbrunst.“

„Na, na?“

„Auf Ehre! Ich habe mich gerettet. . . . Aber das genügt wohl nicht?“ fügte Voitsec hinzu.

„Nein, das genügt in der Tat nicht. . . . Eine Idee! Kannst Du schwimmen?“

„Diese Frage ist fast eine Beleidigung!“

„Schön! Dann springe ins Wasser. . . .“

„D!“

„Ich werde Dich retten, und man wird mich dekorieren.“

„Das ist ja niedlich! Und ich? . . . Ich möchte lieber, daß Du ins Wasser springst und . . .“

„Ja, aber dann wird man mich doch nicht dekorieren?“

„Zum Teufel!“ bemerkte Voitsec. „Gib's denn keinen Dummkopf, der ins Wasser springt und uns Gelegenheit gibt, ihn zu retten! . . . Halt! Sieh mal den Angler, der dort unten im Vorderteil seines Bootes steht! Reinst Du nicht, er kann einen Fehltritt tun?“

„D!“ rief Taitaluile. „Mir kommt eine geniale Idee! . . . Wir wollen ein wenig das Tau schütteln, mit dem der Kahn befestigt ist.“

„Der gute Mann macht dann sicherlich einen unfreiwilligen Kopfsprung. . . .“

„Wir retten ihn. . . .“

„Und werden dekoriert. . . .“

„Hurra!“

Zu seiner Freude gab Voitsec seinem Kameraden einen solchen Stoß, daß er selbst fast ins Wasser geflogen wäre.

Der Plan war gefährlich und schwierig, abgesehen davon, daß er gerade kein besonders großes Maß von Menschenliebe verriet; aber die beiden Freunde waren derart von ihrem ehrgeizigen Verlangen verblendet, daß sie alle moralischen Bedenken leichtfertig in den Wind schlugen.

Scheu sich nach allen Seiten umblühend, mit unendlicher Vorsicht näherten sie sich ihrem Opfer.

Das Opfer war der Typus des harmlosen, friedlichen Pariser Anglers, von dem böse Zungen behaupten, seine Angel sei ein Instrument, an dessen beiden Enden sich ein Tier befindet; sehr mit Unrecht Rotabene, denn da er niemals etwas fängt, so hat das Instrument mindestens ein Ende, an dem sich kein Tier befindet.

Auf dem erhöhten Vorderteil seines Bootes stehend, das am Ufer und an einem Pfahl im Fluß befestigt war, schien der Mann vollständig in die Beobachtung des kleinen roten Korlens vertieft.

„Paß' auf!“ flüsterte ihm das Wasser zu, das in der Sonne glänzte. „Paß' auf!“ raunte ihm der Wind zu, der die mageren Weine des guten Mannes und seinen zerbeulten Strohhut lieblos.

„Paß' auf!“ schrien die kleinen Kieselsteine am Ufer unter den Füßen der beiden Studenten. Aber ganz in seinem Sport versunken, hörte der Angler nichts.

Ein Schrei! — Zwei Schreie! — Andere Schreie in der Ferne! — Ein Auffspringen des Wassers — der Angler ist verschwunden.

Zwei mutige Retter am Ufer entkleiden sich hastig, wollen sich ins Wasser stürzen. . . . aber o Wunder! aus dem Schoß der Bogen taucht ein gelber Fleck empor, wird zu einem Hut, unter welchem ein erschrockenes Antlitz sichtbar wird, der Körper folgt, und der Angler, dem das Wasser nur bis zum Gürtel reicht, macht Miene, ans Ufer zu waten.

„Das wäre ja noch schöner!“ flucht Voitsec.

„Auf keinen Fall!“ pflichtet Taitaluile bei.

Alle beide stürzen sich ins Wasser, oder richtiger gesagt — laufen in den Fluß hinein, denn der Grund ist lächerlich flach. Sie erreichen den erstaunten Angler, packen ihn jeder bei einem Arm und stoßen ihn kräftig gegen die Mitte des Flusses.

„Zu Hilfe!“ heult der Unglückliche, erschreckt und leichenblau.

„Zu Hil . . .“

Das Wort wird ihm abgeschnitten, indem er plötzlich unter dem Wasserpiegel verschwindet. Aber er wehrt sich, er erscheint wieder, dieses Mal ist er zimmerrot.

„Zu Hil . . .“

Übermaliges Tauchbad unter Leitung der beiden Freunde, während am Ufer eine schnell zusammengelaufene Menge, atemlos vor Angst, dem schwierigen Rettungswerk folgt.

Ein drittes Mal bemerkt man den Kopf des Anglers: er ist grün. Er versucht zu schreien, er verschwindet wieder, aber die

mutigen jungen Leute fischen ihn ein drittes Mal heraus und mit übermenschlichen Anstrengungen bringen sie ihn ans Ufer und legen ihn auf den Sand.

Der arme Angler ist jetzt stumm wie die Fische, die er niemals fängt. In der Menge debattiert man eifrig über den Selbstmord oder den Unfall, während Voitsec und Taitaluile, die im Stillen fürchten, doch ein wenig zu weit gegangen zu sein, keinen anderen die Anstellung der Wiederbelebungsversuche an dem von ihnen aufgefischten Fische überlassen wollen.

„Wadere junge Leute!“ murmelt die begeisterte Menge.

„Zum Teufel! denken die beiden Freunde. Wenn er tot ist, ist unsere Rettungsmedaille futsch!“

Und sie kneten, reiben, massieren, geben sich alle erdenkliche Mühe. . . .

Endlich öffnet der Ärmste ein Auge, dann zwei, dann den Mund; aber beim Anblick der beiden Freunde scheint er von einem panischen Schrecken ergriffen zu werden und stößt sie mit allen Zeichen des Entsetzens von sich.

„Na, hoffentlich spricht der Kerl nicht! denkt Voitsec.

Aber Taitaluile — er war an diesem Tage entschieden mit Ideen gesegnet — schrie:

„Man muß ihm etwas Warmes zu trinken geben!“

„Er packt den Kranken an einem Arm, Voitsec packte ihn an dem anderen, um ihn zu einem Budiker geradeüber zu führen. Aber das war leichter gesagt als getan. Der Angler schien von Minute zu Minute unruhiger zu werden und in dem Maße, wie seine Kräfte wiederkehrten, bemühte er sich immer energischer, seinen Rettern zu entfliehen. Doch diese preßten seine Arme wie in Schraubstöcke zusammen, während sie ihn scheinbar mit Liebenswürdigkeiten überhäuften.“

„Wollen Sie mich loslassen?“ stöhnte der gute Mann.

„Es geschieht nur zu Ihrem Besten, lieber Freund!“ erklärten seine beiden Leibwächter.

„Wadere junge Leute!“ murmelte die Menge beifällig.

Endlich langte man in der Kneipe an. Der Wirt, der den Angler persönlich kannte, erkundigte sich, während der bestellte Glühwein lockte, teilnehmend:

„Aber wie ist das dem gekommen?“

„Das wird er Ihnen später erzählen. Jetzt darf er nicht sprechen. Das würde ihn zu sehr anstrengen.“

„Das wird mich durchaus nicht anstrengen! Diese beiden Herren. . . .“

„Ja, wir beide haben ihn gerettet,“ unterbrach Taitaluile und leise fügte er hinzu: „Hundert Franks, wenn Du schweigst!“

„Wenn Du nicht den Mund hältst, erwürge ich Dich!“ flüsterte Voitsec, indem er den Unglücklichen am Nacken packte; laut fügte er hinzu: „Man muß seine Kleider trocken lassen.“

Waren es die versprochenen, sehr problematischen hundert Franks von Taitaluile, war es die fürchterliche Drohung von Voitsec, — der Angler verstummt, und wie hypnotisiert hingen seine Augen an den beiden Freunden, während man ihn entkleidete und ihn einem alten Rod der Budikersfrau und ein Planenhemd gab. Er fixierte die beiden Freunde auch weiterhin, als man ihm ein Glas Glühwein reichte, dem ein zweites, ein drittes, schließlich ein viertes folgten.

Endlich schlossen sich die Augen des Anglers, sein Kopf sank schwer auf die Brust herab, und während er von den versprochenen hundert Frank träumte, machten sich die beiden Retter geräuschlos aus dem Staube und überließen es ihm, die Rechnung für den Glühwein zu bezahlen.

Als der arme Kerl erwachte, vermochte er sich beim besten Willen nicht mehr daran zu erinnern, wie das Unglück passiert war, aber er scheint seinen Rettern keine sonderlich tiefe Dankbarkeit bewahrt zu haben.

Die beiden Retter erhielten bei der nächsten Prämienverteilung einer privaten Rettungsgesellschaft jeder eine prächtige, in allen Farben des Regenbogens schillernde Rosette, aber bis dato haben sie noch nicht gewagt, die redlich verdiente Dekoration öffentlich zu tragen.

Kleines feuilleton.

Tesla will mit dem Mars reden. Tesla, der geniale ungarische Physiker, der durch seine Experimente mit Wechselströmen weltbekannt geworden ist, kündigt jetzt an, er sei mit Vorbereitungen beschäftigt, um die Marsbewohner mit der Stimme des Niagara anzureden. Zu diesem Zwecke will er mit den elektrischen Kraftwerken am Niagarafälle in Verbindung treten. Für Tesla ist bekanntlich seit einigen Jahren kein Ding mehr unmöglich, und so hat seine Phantasie, die zunächst immer auf technisch großartigen Experimenten und Anschauungen begründet ist, auch das Problem der Unterhaltung mit dem Mars „gelöst“. Es wäre nur noch das kleine Häkchen dabei, daß man nicht genau weiß, ob es wirklich Marsbewohner gibt, die für seine Bemühungen Verständnis zeigen oder sie beantworten werden. Für Tesla aber bestehen diese Bedenken nicht, denn er meint, daß die Marsbewohner, entsprechend dem größeren Alter ihres Planeten, auch viel klüger und wissenschaftlich höher gebildet seien als die Erdbewohner. Also zweifelt er auch nicht daran, daß die elektrischen Wellen, die er zum Mars hinaufsenden will, eine prompte Erwiderung finden werden. Dann würde es sich nur noch um die Feststellung einer Art von tele-

graphischen Alphabets handeln, um fortan mindestens ebenso bequem mit dem Mars zu verkehren, als es jetzt mittels der drahtlosen Telegraphie über den Ocean hinweg möglich ist. Uebrigens hat Francis Galton, der berühmte englische Anthropologe, schon einmal während einer unfruchtlichen Mühe in einem deutschen Badeort seinen Scharfsinn dafür eingesetzt, festzustellen, wie eine solche Vereinbarung von Zeichen zwischen Erd- und Marsbewohnern eventuell sogar für einzelne Buchstaben möglich sei. Tesla hat in aller Ruhe mehrere Jahre lang an der Anlage eines drahtlosen Elektrizitätswerkes gearbeitet, das imstande sein soll, 10 000 Pferdestärken an jede beliebige Stelle der Erde zu senden, auch nach irgend einem der benachbarten Planeten. Nach seiner Ueberzeugung spielt die Entfernung dabei — sie mag nun einige tausend oder einige Millionen Kilometer betragen — gar keine Rolle. Nach einer Mitteilung von „English Mechanic“ haben sich mehrere der Elektrizitätsgesellschaften am Niagara erklärt, daß diese Elektrizitätswerke schon jetzt imstande seien, elektrische Schwingungen von solcher Intensität zu erzeugen, daß ihre Energie leicht bis auf 1 Billion Pferdestärken (!) gebracht werden könne, was gar nicht einmal notwendig sei, um dem Mars genügend starke elektrische Schläge zu erteilen. Nach ihrer Schätzung würden vielleicht einige hundert Millionen Pferdestärken zu jenem Zweck genügen. Uebrigens scheint Tesla zu glauben, daß die Marsbewohner jetzt schon mit uns zu reden versuchen. Die Dopplerschen Beobachtungen sind für ihn ein vollkommener Beweis dafür, daß auf dem Mars nicht bloß Leben besteht, sondern daß dort auch Wesen von hoher Intelligenz existieren. Außerdem kommt es Tesla zu fassen, daß er nach seiner eigenen Meinung ein sehr feines Gefühl für solche Dinge hat. Durch die Entdeckung von fremdartigen Störungen, die er vor sechs Jahren fand und auf einen planetarischen Ursprung zurückführte, wird für ihn jedes Bedenken beseitigt, denn er ist zu der Ueberzeugung gelangt, daß diese Störungen vom Mars ausgegangen sein müssen.

Theater.

Kammerspiele: „Catherina, Gräfin von Armagnac und ihre beiden Liebhaber“, Drama in drei Akten von Volkmüller. In den Namen Volkmüller hatten sich Erwartungen geknüpft, es gab Kreise, die von ihm als einer Zukunftshoffnung der deutschen Bühne sprachen. Am so bitterer war die Enttäuschung. Das aufgeführte Werk, ein Erstling, das vor etwa fünf Jahren in Stefan Georges Mäntern für die Kunst, dem Organ eines monoton friedlichen Artistentums, erschien, ist bis zum Rande mit großen Worten und Präntationen angefüllt, von jener Art, die man heute neuromantisch nennt. Kein angelegener Ton klingt aus, die lange Stimmung, die durch Anhäufung von Ungeheuerlichem herbeigezwungen werden soll, schlägt um in grane Langeweile. Die Verlegung der Geschichte ins französische Mittelalter stellt sich als Vorwand dar, um den Personen jegliche Berrücktheit, die irgendwie Effekt verspricht, nach Laune andichten zu können. Viktor Hugos alte Rittertücke nehmen sich daneben noch wie Muster innerer Konsequenz aus.

Der grimme Graf von Armagnac hat seine schöne Gattin belauert, wie sie im Traume den Namen ihres Geliebten, des jungen Prinzen, flüsterte. Was tut der Anhold? Statt sie zu wecken und Rechenhaftigkeit zu fordern, stürzt er ins Zimmer der Amme, verlangt von dieser Aufklärung, stößt ihr den Degen in die Brust und bricht dann zur Ergänzung gleich noch einem Pagen den Arm. Den Soldaten gibt er Befehl, keinen Worten tagsüber aus dem Schloß zu lassen und jeden Fremden, der zur Nachtzeit durch das Pfortchen schleiche, kalt zu machen. Die sterbende Amme erzählt es Catherina und gibt bei der Gelegenheit noch ein Beispiel schönster Dienertreue. Damit der Prinz, den die Gräfin erwartet, dem Hinterhalt entgehe, soll die Herrin den heimlichen Geliebten der Dienerin durch ein Signal herbeilocken. Kommt dann der Bursche vor dem Prinzen zu der Pforte, so wird die Wache ihn statt des Königssohnes töten. Moral und Logik dieser Edelmütigen stehen auf gleich hoher Stufe, und Catherina findet an beiden nichts zu tadeln. Auch für sie ist es, aus unbekanntem Gründen, selbstverständlich, daß die Schützen, wenn zwei den Weg passieren, nur einen töten können. Jedoch denkt sie an einen anderen, einen besseren Ersatzmann. Ein blasser Jüngling, der sie seit Monaten stillschweigend in der Kirche anschwärmt, erscheint ihr am geeignetsten. Sie besucht die Messe, winkt mit den Augen und in Verzückung folgt der Fremde ihr in den Schloßhof und ins Schlafgemach. Ein Handkuf, den sie ihm gestattet, bringt den Armen vollends um den letzten Rest Verstand, was wieder eine Art von Rührung in ihr weckt. Sie mag so hohe Liebe nicht betrügen und sagt ihm offen, der Weg, den sie ihm weise, führe in den Tod. Tristan findet das wunderschön und lehnt, um ja in seinem Selbentum nicht zu erlahmen, sogar ihr Anerbieten eines Schäferständchens ab. Kaum daß er fort ist, tritt der Graf ins Zimmer mit dem abgesehenen Haupt des Prinzen, der allzu früh zum Stellbüchlein geeilt war; der Wüterich zieht ab, und Tristan, höchst enttäuscht, daß ihn die Wache nicht gefötet, kehrt zurück. Dieser Ketter Loggenburg verwandelt sich, sobald er von Catherina den Tod des Prinzen erfährt, in einen ganz rabiaten Don Juan. Nun soll sie auf der Stelle und auf ewig ihm gehören! Die Gräfin aber — hier taucht zum erstenmale ein Zug auf, der, in wirklich motivierter Zusammenhänge eingefügt, wohl psychologisch hätte interessieren können — empfindet einen starken Trieb, dem neuen Bewerber nachzugeben. Das Bild

des abgewiesenen Geliebten scheint vor ihrem Auge zu zerflattern. Dann stürzt sie mit dem Gefühl zurück. Sie nimmt das blutige Haupt und stürzt sich mit ihm in die Tiefe.

Auch das Spiel ließ viel zu wünschen übrig. Lucie Höflich, die träumerische Mädchenseele so ergreifend darstellte, wußte mit dieser seltenen Frau Gräfin wenig anzufangen, sie quakte sich umsonst mit der gequälten Rolle. Herr Moissi als Tristan versiel bei seiner Liebe in einen Flüsterlon, der deutliches Verstehen ganze Strecken lang unmöglich machte. Nur die Dekorationen wirkten stimmungsvoll. Das Publikum verharrte in verdrossenem Schweigen.

Das Tiroler Krippenspiel, das Rudolf Greinz getreu nach der vollständigen Uebersetzung gestaltet hat, fand auch diesen Winter wieder eine Stätte in Berlin. Man spielt es im Theater an der Spree. Voriges Jahr wurde es im Friedrich-Wilhelmstädtischen Schauspielhaus aufgeführt, nachdem der nun auch glücklich verlossene Minister gegen die Kultur, Stadt, es zunächst zu unterdrücken verucht hatte. Die Märchen-, Weihnachts- und Kinder-Festspiele, die um diese Jahreszeit die Theater unsicher machen, sind im ganzen gräßliche Nachwerke, die Opernplunder statt Poesie bieten. Zu dieser Kategorie gehört nun das Tiroler Krippenspiel gewiß nicht. Es ist unwürdig naiv und echt in den herben und lustigen Volkssagen, die die Legende umrahmen. (Ingeniering und Darstellung glaubte denn auch in dieser Hinsicht keineswegs allzu skrupelvoll sein zu müssen.) Ob aber dies Oberammergau im Kleinen und außer dem kulturhistorischen Interesse als Ganzes reine künstlerische Freude gewähren kann, scheint mir fraglich. Dazu steht doch die Legende zu sehr im Vordergrund. Neugierig wäre ich auch, wie die Christkatholischen sich zu dieser Belebung mittelalterlicher Naivität stellen, denn die Straße von heute ist alles andere denn naiv.

Wie schon das letzte Jahr hatte sich auch heuer Leopold Thürner um die Ingeniering verdient gemacht, sein alter Hirt war zudem die beste schauspielerische Leistung. Wenn die Pausen gekürzt würden, würde das Krippenspiel, dem auch der Dichter bewohnte, noch an Wirkung gewinnen.

—r.

Notizen.

— Der letzte Proudhonist in Deutschland, Dr. Arthur Mühlberger, ist, wie jetzt erst bekannt wird, in dem württembergischen Städtchen Crailsheim schon vor Wochen gestorben. Er sah seine Lebensaufgabe darin, Proudhon in Deutschland zur Geltung zu bringen. Er schrieb schon in der von Guido Weiß geleiteten „Wage“ (1878 und 1879) von und über Proudhon. Später veröffentlichte er Studien über Proudhon, behandelte sein Leben und seine Werke, übersehte seine Schriften. In der Arbeiterschaft konnte Proudhons kleinbürgerlicher Sozialismus naturgemäß keinen Boden mehr finden, und die bürgerliche Welt hat für eine wissenschaftliche Beschäftigung mit dem Sozialismus nur Interesse, wenn sich Wahlfügigen daraus gewinnen lassen. So ist denn der jetzt im Alter von 60 Jahren verstorbene Engländer, der ein maß- und kritikloser Verherrlicher seines Idols war, ohne Resonanz geblieben.

— Richard Wagner der Polenfreund. Unter den vier bisher für verschollen gehaltenen Duvertüren Richard Wagners, die dieser Tage in Chemnitz neu belebt wurden, ist eine der Sympathie Wagners mit der polnischen Bewegung der dreißiger Jahre des 19. Jahrhunderts geweiht. Sie heißt denn auch „Polonia“. Diese Duvertüre befindet sich auf den deutlichsten das starke Mitempfinden, ja die Begeisterung Wagners für die polnische Sache. Polnische Freiheitskämpfer sind mit einem triumphierenden Motiv verknüpft, und das Ganze atmet Schwung und Kraft, wenn auch diese Duvertüre heute rein musikalisch genommen als Jugendwerk wesentlich nur historisches Interesse beanspruchen kann. Immerhin sollte eine vorliegende Regierung die Aufführung wenigstens in polnischen Gegenden verbieten.

— Der Winter und die Spinnen. Die Spinnen spielen als Wetterpropheten im Volksglauben eine sehr große Rolle. Vieles von den angeblichen Prophezeiungen der Spinne ist durch wissenschaftliche Beobachtungen als unhaltbar nachgewiesen worden; in mancher Beziehung wurde der alte Volksglaube aber auch bestätigt; insbesondere in bezug auf die Winterpinnen und ihre Vorahnungen kommender Kälte. Die ersten Beobachtungen auf diesem Gebiete machte der holländische General Quatremere d'Jynowal, der im Jahre 1781 verhaftet wurde und vierzehn Jahre lang die Spinnen, seine einzigen Gesellschafterinnen im Gefängnisse, studierte. Auf Grund seiner langen Erfahrungen kündigte er den starken Frost voraus, durch welchen es den Franzosen gelang, ihre Armee mit Pferden, Wagen und Geschütz über das Eis zu bringen und so Holland zu okkupieren. Fast ganz sicher kann man auf folgende Beobachtungen gehen: Wenn die Spinnen aus den Winkeln hervorkommen, aufgeregter hin und her laufen und um die bestgelegenen fertigen Gewebe kämpfen, bedeutet das den Eintritt von Kälte. Machen sie mehrere Gewebe übereinander, so bedeutet das heftiges Anhalten der Kälte. Versteden sie sich, so tritt Laute Wetter ein. Worauf das instinktmäßige Vorgefühl der Tiere für Wetterveränderungen, wie sie auch beim Laubfrosch und vielen Vögeln bekannt sind, beruht, darüber ist sich die Wissenschaft noch völlig im Unklaren.